

Basler Zeitung Nr. 147, 27. Juni 2005

Der BaZ-Gast: Professor Oliver Landmann



+ **Oliver Landmann** ist ordentlicher Professor für theoretische Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg i. Br. (oliver.landmann@vwl.uni-freiburg.de).

## Die neue Sehnsucht nach den alten Währungen

Das Nein Frankreichs und Hollands zur europäischen Verfassung hat die EU in eine Vertrauenskrise gestürzt. In den Strudel dieser Krise ist auch der Euro geraten. Und zwar nicht nur auf dem Devisenmarkt, der die europäische Währung umgehend tiefer stuft, sondern auch auf dem Markt der öffentlichen Meinung, wo zum ersten Mal ernsthaft darüber spekuliert wird, ob manche Länder ihr Heil nicht in einem Ausstieg aus dem Euro und einer Rückkehr zu ihren alten nationalen Währungen suchen könnten (baz vom 9.6.05). Den Anfang machte ein Mitglied der italienischen Regierung.

Aber auch die deutsche Bevölkerung wurde mit der europäischen Einheitswährung nie richtig warm. Sie war ja auch nie gefragt worden, ob sie den Euro überhaupt wolle. Umfragen zeigen, dass eine deutliche Mehrheit der Deutschen die Mark zurück will und Euro-Beträge immer noch in Mark umrechnet. Die Experten, die seinerzeit davor warnten, dass der Verzicht auf die eigenständigen nationalen Währungen zu Problemen führen würde, fühlen sich heute bestätigt.

**WAS IST DA DRAN?** Ist die Enttäuschung über den Euro berechtigt, oder ist die Sehnsucht nach den alten Währungen nur Nostalgie? Eines ist klar: Entgegen der festen Überzeugung der meisten Euro-Skeptiker ist der Euro bisher keine Weichwährung geworden. Tatsache ist aber auch, dass die wirtschaftliche Entwicklung des Euroraums weit hinter den Hoffnungen zurückgeblieben ist. Jene, die damals behaupteten, der Euro würde die Wachstumsdynamik erhöhen und Arbeitsplätze sichern, sind gründlich diskreditiert. Diese Versprechungen stammten aber auch eher aus der Brüsseler Werbeküche als aus der volkswirtschaftlichen Analyseabteilung. Allenfalls konnte man hoffen, die erhöhte Transparenz der Märkte würde den Wettbewerb beleben und die Politik würde im Wissen darum, dass eine Währungsunion auf flexible Märkte angewiesen ist, die Deregulierung der Arbeits- und Gütermärkte vorantreiben. Aber wie langsam die Mühlen der Politik gerade bei solchen Reformen mahlen, zeigt sich ja immer wieder, zuletzt an den Widerständen gegen die Arbeitsmarktreformen in Deutschland oder gegen die Dienstleistungsrichtlinie der EU.

**ETWAS LUFT.** Die Europäische Zentralbank hat nicht viel falsch gemacht. Zwar hätte sie heute etwas Luft für einen Zinsschritt nach unten. Aber den grossen Wachstumsboom könnte sie damit auch nicht in Gang setzen, solange die Investitions-, Beschäftigungs- und Innovationshemmnisse fortbestehen, die den Spielraum für ein inflationsfreies Wachstum begrenzen. Die Sehnsucht nach den alten Währungen hat denn auch einen anderen Hintergrund:

**GESPALTEN.** Der Euroraum ist seit Beginn der Währungsunion gespalten in zwei Gruppen von Ländern mit ganz gegensätzlichem Konjunkturverlauf. Während einige, vor allem Deutschland und Italien, nie richtig in die Gänge gekommen sind, haben sich periphere Volkswirtschaften wie Irland, Spanien oder Griechenland sehr dynamisch und am Rande der Überhitzung entwickelt. Eine Geldpolitik, die sich am durchschnittlichen Zustand des ganzen Euroraums orientieren muss, ist naturgemäss für die einen zu hart und für die anderen zu lax. Mit einer Rückkehr zu den alten Währungen würde jedes Land im Prinzip wieder Herr seiner eigenen Geldpolitik und könnte diese dann auf seine spezifischen Bedürfnisse ausrichten. Aber wer heute davon träumt, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, riskiert nicht nur die Zerstörung eines wichtigen Symbols der europäischen Einigung, sondern vergisst auch, wie die Welt aussah, die man mit der Währungsunion hinter sich gelassen hat.

In den 25 Jahren vor Einführung des Euro erlebte Europa zuerst eine Phase heftig schwankender Wechselkurse und danach ein System kontrollierter Wechselkurse, das von massiven Kapitalströmen immer wieder getestet wurde und dadurch einer hohen Instabilität der Zinssätze und wiederholten Währungskrisen ausgesetzt war. Weder das eine noch das andere verträgt sich gut mit der Idee eines funktionierenden Binnenmarkts.

**ITALIEN.** Gerade in Italien, das seit Beginn der Währungsunion stark an preislicher Wettbewerbsfähigkeit eingebüsst hat, mögen sich heute zwar manche wünschen, sie hätten die Option der Lira-Abwertung noch behalten, mit der man früher den Problemen immer wieder für eine Weile entfliehen konnte. Nur: Ein Konstruktionsmerkmal des Euro ist es gerade, dass er den Griff zu diesem verlockenden, aber auf Dauer inflationären und daher unwirksamen Währungstrick verunmöglicht. Auch scheint leicht vergessen zu gehen, dass die früheren Weichwährungsländer ihre heute tiefen Zinsen dem Euro verdanken. Jetzt mag sich ja rächen, dass man den Euro den Bürgern einmal als Wachstumselixier verkauft hat. Aber es wäre eine Ironie der Geschichte, wenn die Währungsunion daran zerbrechen sollte, dass Politiker glauben, der Ausstieg aus dem Euro könne ihnen heute bringen, was sie sich damals vom Einstieg vergeblich versprochen hatten.